Bezugspreis vierteljährlich: in Münster zweimal täglich frei ins Haus gebracht 1 Mark 50 Pfg., — auswärts von der Post abgeholt 1 Mark 50 Pfg., durch den Briefträger gebracht überall, wo nur einmal im Tage Briefbestellung stattfindet, 1 Mk. 92 Pfg., in Orten mit zwei- und mehrmaliger Bestellung 2 Mk. 22 Pfg.

Fernspr.: Redaktion Nr. 264 u. 23, Geschäftsst. Nr. 79.

Münsterischer Anzeiger

Anzeigen: Der Raum für die Anzeigenspalte, 39 mm breit, 2,4 mm hoch, 25 Pfg.; bei Anzeigen aus dem Reg.-Bez. Münster 20 Pfg., aus der Stadt Münster 15 Pfg. (für Aktiengesellschaften usw., Vereine und Behörden 25 Pfg.).
Reklamen: Der Raum für die Reklamenspalte, 87 mm breit, 2,4 mm hoch, 1 Mk.

Gebühr für Beilagen wird nach Gewicht berechnet.

Zweite Ausgabe. 1. Blatt. Sonntag, 29. September 1912. 61. Jahrgang. Nr. 696.

Der Erzähler. Nr. 152.

Die schwarze Katze.

(Schluß.)

Keine Furcht vor einem irgendwie leiblichen Unheil — aber ich weiß nicht, wie ich's anders erklären soll. Ich schäme mich fast, es niederzuschreiben — selbst hier in meiner Verbrecherzelle —, daß meine Angst, mein Grauen vor dem Tier von einem bloßen, törichten Hirngespinst ausging. Meine Frau hatte mich ein paarmal auf die oben erwähnte weiße Zeichnung aufmerksam gemacht, die es einzig von dem einst von mir gemordeten unterschied. Diese Zeichnung war mir anfänglich, wie der Leser sich erinnern wird, groß, aber der Form nach unbestimmt vorgekommen. Aber in langsamem, fast unmerklich langsamem Fortschritt entwickelten sich die Umrisse mir — wie sehr ich mich sträubte und den Anschein als Einbildung mich zu verwerfen mühte — zu einer erschreckenden Deutlichkeit. Sie erschien mir jetzt als das Bild eines Gegenstandes, den mich zu nennen schaudert — und das war's, was mich mit Grauen erfüllte, und doch nicht wagen ließ, mich von dem Ungeheuer zu befreien — eines entsetzlichen, spukhaften — ich schreib' es hin — eines Galgens! — O trauriges Folterholz entehrender Strafe — der Todesangst und des Endes!

Und nun war ich wirklich elend — elend über alle Maßen menschlichen Elends hinaus. Mußte ein unvernünftiges Tier, von dessen Art ich eines verächtlich gemordet hatte, ein unvernünftiges Tier mir, dem Menschen, dem Ebenbild des großen Gottes, die Ursache so unerträglicher Angste sein! Ah — bei Tag und bei Nacht blieb ich vom Segen der Ruhe ausgeschlossen. Den Tag über ließ mich das Tier keinen Augenblick allein, und des Nachts fuhr ich stündlich aus Träumen unsäglicher Entsetzlichkeit auf, um mein Gesicht vom heißen Atem des Schreckgespenstes angehaucht, meine Brust von dem drückenden Gewicht dieser verkörperten Nachtmahr, die abzuschütteln ich die Kraft nicht hatte, belastet zu fühlen!

Die Wucht solcher Qualen vernichtete auch den letzten Rest guter Regungen in mir. Böse Gedanken waren meine einzigen Gefährten, die dunkelsten, schlimmsten Gedanken. Die Nacht meiner Seele gebar den Haß gegen die ganze Menschheit, die ganze Welt. Und unter den ewig wiederkehrenden Ausbrüchen zügellosen Wütens, denen ich mich blind überließ, hatte am meisten, ach, meine nie klagende, geduldig tragende Frau zu leiden.

Eines Tages begleitete sie mich irgendeines häuslichen Geschäftes wegen in den Keller des alten Hauses, das unsere Armut uns zu beziehen gezwungen hatte. Die Katze folgte mir die steile Treppe hinab und war Schuld, daß ich beinahe kopfüber hinabgestürzt wäre. Das reizte mich zu sinnloser Wut — ich vergaß die kindische Angst, die bis dahin meine Hände gehalten, ergriff die Axt und holte zu einem Hiebe aus, der das Tier sicher getötet hätte, wenn er gefallen wär', wie ich wollte. Aber er wurde aufgehalten von der Hand meiner Frau. Das trieb meine Wut zu mehr als teuflischem Rasen — ich riß meinen Arm aus der Umklammerung los — und schlug ihr die Axt in den Schädel. Sie fiel lautlos an der Treppe nieder.

Gleich, nachdem der scheußliche Mord geschehen, ging ich mit ruhigster Überlegung daran, den Körper zu verbergen. Aus dem Hause schaffen konnte ich ihn nicht, weder bei Tag noch bei Nacht, ohne Gefahr zu laufen, von den Nachbarn bemerkt zu werden. Allerlei Entwürfe gingen mir durch den Sinn. Einmal dachte ich daran, ihn in kleine Stücke zu schneiden und die Stücke im Herdfeuer zu vernichten. Dann hielt ich's für das Beste, ihn im Keller zu vergraben, ihn im Hofbrunnen zu versenken oder in eine Kiste zu verpacken und durch Packträger wie eine Ware forttragen und versenden zu lassen. Schließlich aber kam ich zu einem Plan, der mir sicherer als jeder der andern schien — ich beschloß, den Leichnam im Keller einzumauern.

Der Keller war für diesen Zweck wohl geeignet. Die Wände waren leicht gebaut, erst kürzlich grob verputzt, und der Mörtel in der feuchten Luft noch nicht hartgetrocknet. Überdies hatte die eine der Wände einen Vorsprung, ein falscher Kamin oder einen Feuerplatz, den man ausgefüllt und dem übrigen Keller gleichgemacht hatte. Ich zweifelte nicht, an dieser Stelle die Ziegel entfernen, den Körper einschieben und das Ganze wieder vermauern zu können, daß kein menschliches Auge irgendwie etwas Verdächtiges bemerken sollte.

Und ich täuschte mich nicht. Ich hob mit einer Brechstange leicht die Ziegel aus, stützte und befestigte den Körper vorsichtig an der inneren Wand und füllte ohne Schwierigkeit das Mauerwerk aus, ganz wie es ursprünglich dagestanden. Mit aller möglichen Vorsicht holte ich Kalk, Sand und Haar, bereitete Mörtel, ganz wie der alte gewesen und strich ihn sorgfältig über das neue Mauerwerk. Ich war zufrieden mit meiner Leistung. Man sah an der Wand keine Spur, daß sie geöffnet worden war. Den Schutt las ich mit peinlichstem Bedacht vom Boden auf. Ich schaute mich triumphierend um: „Hier wenigstens war einmal meine Arbeit nicht vergeblich gewesen!"

Mein nächster Weg war eine Suche nach dem Tier, das mir all die Aufregung verursacht hatte; denn nun war ich fest entschlossen, es umzubringen. Hätte ich seiner habhaft werden können, so wäre sein Schicksal besiegelt gewesen, aber, wie es schien, die schlaue Bestie war von meiner Heftigkeit vorhin gewarnt und hütete sich, bei meiner gegenwärtigen Stimmung mir in die Nähe zu kommen. Es ist unmöglich zu schildern, ja nur auszudenken, welch ein köstliches Gefühl der Erleichterung die Abwesenheit des verfluchten Geschöpfes in meiner Brust Platz greifen ließ. Es kam auch während der Nacht nicht wieder — der ersten Nacht seit langer, langer Zeit, die ich wieder fest und ruhig verschlafen konnte. Ja, ich schlief selbst mit der Last des Mordes auf der Seele.

Der zweite und auch der dritte Tag verging — mein Peiniger ließ sich nicht blicken. Ich atmete wieder als ein freier Mensch. Der Schreck hatte das Ungeheuer für immer vertrieben! Ich sollte es nie mehr sehen! Ich war glücklich! Der Gedanke an meine Schuld störte mich nur wenig. Ein paar Fragen nach meiner Frau hatte ich leicht beantwortet. Man hatte suchen lassen, natürlich ohne Erfolg. Ich sah meine Ruhe als gesichert an.

Am vierten Tage nach dem Morde kamen ganz unerwartet ein paar Beamte der Polizei ins Haus und nahmen eine gründliche Durchforschung vor. Ganz sicher, daß mein Versteck unauffindbar sei, fühlte ich nicht die geringste Beunruhigung. Sie befahlen mir, mich bei der Suche zu begleiten. Kein Eck, kein Winkel entging ihrer Aufmerksamkeit. Schließlich stiegen sie zum dritten oder vierten Male in den Keller hinunter. Keine Muskel zuckte mir; mein Herz schlug ruhig wie im Schlafe der Unschuld. Ich ging den Keller hindurch, von einem Ende zum andern, die Arme über der Brust verschränkt, leichten Mutes hin und zurück. Die Polizei war zufriedengestellt und eben im Begriff, fortzugehen. Der Jubel meines Herzens war zu groß, um ihn ganz unterdrücken zu können. Ich brannte, ihr wenigstens ein Wort des Triumphes zu sagen, und sie zugleich in der Überzeugung von meiner Schuldlosigkeit zu bestärken.

„Meine Herren," sagte ich schließlich, als sie zum Teil schon auf der Treppe waren, „es freut mich, Ihren Argwohn zerstreut zu haben. Ich wünsche Ihnen Lebewohl und ein bißchen mehr Höflichkeit. Übrigens, meine Herren, dies ist — dies ist ein sehr gut gebautes Haus." — In der wahnsinnigen Sucht, nur unbefangen zu sprechen, wußte ich kaum noch, was ich sprach. — „Ein ganz vorzüglich gebautes Haus. Die Wände — gehen Sie schon, meine Herren? — durch und durch solide." Und dabei klopfte ich aus reiner Prahlerei mit dem Stock, den ich in der Hand trug, heftig gegen eben den Teil des Mauerwerkes, hinter dem die Leiche meines Weibes, meines Herzensweibes stand:

Gott, gnädiger Gott — errette mich aus den Krallen des bösen Feindes! Kaum war der Widerhall meiner Schläge in der Stille verklungen, als ich Antwort erhielt von einer Stimme aus dem Grabe her! Ein Schrei, zuerst erstickt und gebrochen, wie das Wimmern eines Kindes, und dann anschwellend zu einem langen, lauten, anhaltenden Schrei, in dem nichts Natürliches, Menschliches war, ein Kreischen, ein Geheul, halb Entsetzen und halb Triumph, wie es nur aus der Hölle aufsteigen kann, gemischt von dem Weheruf der Verdammten und dem jubelndem Hohn der Teufel.

Es wäre Torheit, wollte ich schildern, was ich empfand. Ich taumelte in Ohnmacht an die gegenüberliegende Mauer. Einen Augenblick stand die Gesellschaft regungslos in Staunen und Schreck auf der Treppe. Im nächsten arbeiteten ein Dutzend kräftiger Hände an der Mauer. Sie stürzte zusammen, und der schon verwesende, mit geronnenem Blut besudelte Leichnahm stand aufrecht vor dem Blick der Anwesenden. Auf seinem Kopfe saß, mit aufgerissenem roten Maul und dem glühenden einen Auge — das furchtbare Tier, dessen Spuk mich erst zum Mörder gemacht und dann dem rächenden Henker verraten hatte. Ich hatte es mit in die Gruft gemauert.

Wo wohnten die Niedersachsen?

Von Max A. Tönjes.

Eine sehr interessante Frage ist stets die nach dem ehemaligen Wohnsitz der einzelnen deutschen Stämme gewesen. In neuerer Zeit hat sich Dr. Willi Peßler-Hannover dieser Aufgabe gewidmet, und wenn diese Arbeiten bei ihrem Umfang naturgemäß nur den Anfang bilden, da bisher sich nur wenige Forscher damit beschäftigten, so wird man sie darum nicht minder freudig begrüßen. Auf Vollständigkeit können und wollen die Feststellungen Dr. Peßlers keinen Anspruch erheben, sie wollen nur einen gangbaren Weg zeigen, auf dem man zu diesem Ziele, der Verbreitung und Feststellung des Wohnsitzes der verschiedenen Völkerstämme, kommen kann.

Als Merkmale des Volkstums hat er Körper, Geist und Sprache sowie Sachen unterschieden. Als Hauptmerkmal der Körperbeschaffenheit hat er die Haarfarbe angenommen. Blond und braun, so unterscheidet er die Haarfarben, sind natürlich keine Merkmale für bestimmte Rassen, denn sowohl die Friesen als die Sachsen, wie überhaupt die Nordgermanen sind blond, zeigen dagegen in den Schädelformen und anderen körperlichen Maßen Abweichungen, die bei näherer Erforschung zur Klärung der Rassenfrage nicht unwesentlich beitragen werden. Wesentlich schwieriger als die Feststellung der Haarfarbe ist die Begrenzung nach dem Volkscharakter. Wer da weiß, wie verschieden die Auffassung und Auslegung scheinbar so einfacher und selbstverständlicher Begriffe wie Wahrheit und Treue ist, wird zugeben, daß die objektive Feststellung der Volkscharaktere sehr schwierig ist. Tatsächlich ist denn auch noch nirgends ein dahinzielender Versuch unternommen worden. Will man aber ein klares Bild von den geistigen Eigenschaften eines Volkes haben, so müßte man auch seine besondere Befähigung für Wissenschaft und Kunst in ihren verschiedenen Arten und Graden erforschen. Die Schwierigkeit der Aufgabe wird aber hoffentlich unsere Forscher nicht von Mitwirkung an der Lösung dieser Frage zurückhalten. Je weniger schematisch diese Arbeiten durchgeführt werden, desto besser und vollständiger wird das Ergebnis sein. Leichter ist entschieden die Unterscheidung der Volksstämme nach dem Lautstand und der Satzmelodie. Seit einem halben Jahrhundert ist das Material der Sprachforschung zusammengetragen. Der Wenker-Wredesche Sprachatlas des Deutschen Reiches ist in dieser Beziehung wohl vorbildlich. Es bestehen aber auch zahlreiche Lautarten, auf denen die Dialekte und Unterdialekte eingetragen wurden. Das Vorkommen gleicher Worte ist bisher nur von Wilh. Schwartz für die Worte muggel und pierlock im Havelland erforscht worden. Dieses Gebiet der Volkskunde ist demnach auch noch so gut wie unbeachtet. Der Franzose Gilliéron hat für sein Vaterland eine Wort-Geographie geschaffen, die für unsere Gelehrten vorbildlich sein kann.

Besondere Beachtung verdienen die für die Rassenforschung außerordentlich wertvollen Erhebungen über das Bauernhaus. Für die Sachsen ist das Längsdielenhaus neben der Sprache wohl das wichtigste Volkstumsmerkmal. Wo die Sachsen nie hingekommen sind, fehlt auch ihr Haus, wo dieses aber gefunden wird, kann man Sachseneinwanderung als belegt betrachten. An den Küsten des alten Friesslandes, auf der Halbinsel Eiderstedt in Nordschleswig, am Mittelrhein und im hochdeutschsprechenden Hessen fehlt das Längsdielenhaus gänzlich, woraus das Fehlen jeglicher Sachseneinwanderung zu folgern ist. In Westfalen, Ostholstein, Mecklenburg und Pommern läßt sich das kolonisatorische Wirken der Sachsen wegen des Vorkommens, ja Vorherrschens ihres Hauses als feststehend betrachten. So läßt sich denn feststellen, daß die Grenzen des Sachsenhauses mit der niederdeutschen Sprachscheide zusammenfällt.

Die äußeren Grenzen der einzelnen Volkstumsmerkmale, als welche, wie bereits gesagt, Körper, Geist und Sprache sowie Sachen bezeichnet wurden, hat Dr. Peßler nach dem Vorbilde der Physiegeographie durch Linien in Karten eingetragen. Der Verlauf dieser Linien, der stellenweise sehr weit auseinandergeht, je nachdem sich der Einfluß der einzelnen Volksstämme in dieser oder jener Richtung schwächer oder stärker geltend macht, ist außerordentlich lehrreich. Innerhalb der engsten Linien wird man auf das Gebiet kommen, in dem sich die Eigenart eines Stammes am reinsten erhalten hat, das man also auch jetzt noch als Sitz des Volksstammes bezeichnen kann.

Für die Betrachtung der grographischen Ausdehnung des Volkstums eignet sich unter den deutschen Landschaften am besten das Altsachsenland, da es in vielen Beziehungen ein einheitliches Gepräge zeigt. Verfolgen wir nun die von Dr. Peßler gezogenen Linien, so erhalten wir folgendes Bild: Die Linie, die die 40—54 v. H. rein Blonden umschließt, umfaßt in Holland ein breiter Küstenstreifen vom Haag an bis zur Unterems und in Deutschland ungefähr das ganze Gebiet östlich der Ems und Haase nördlich des Tieflandrandes von Osnabrück bis Magdeburg; von dort folgt sie der Elbe bis zur Havelmündung und zieht sich zur Odermündung, hinter der sie in Hinterpommern sehr weit, in West- und Ostpreußen mit Unterbrechungen sehr weit ins Binnenland hineingreift. Innerhalb dieser Linie sind nur wenige Einsprengungen des braunen Typus, das sind Gebiete, in denen ein klein wenig mehr Brünette wohnen, nur sehr vereinzelt, wie bei Hameln, Schwerin und Greifswald. Selbstredend ist diese Feststellung nach dem Hundertsatze nicht ganz genau und überdies auch schwankend.

Die Linie gleicher geistiger Veranlagung entbehrt vorläufig jeder bestimmten Unterlagen. Als Notbehelf könnten lediglich die wenigen Karten über die Verbreitung der Kriminalität dienen. Aus Erfahrungsgründen kann man aber wohl eine annähernde Gleichheit des Charakters und der geistigen Fähigkeiten zwischen Sachsen, Friesen und Angelsachsen annehmen. Diese Linie würde nördlich ungefähr mit der dänischen Grenze gleichlaufen und ferner südlich etwa an der Wupper entlang gehen, um über Cassel, Göttingen und Magdeburg anzusteigen. Dann bildet die Elbe die Grenze, die auch noch Mecklenburg umschließt.

Die niederdeutsche Sprachgrenze zieht sich etwa von Aachen über Cassel, Göttingen, Magdeburg, Frankfurt a. O., Filehne nach Litauen. Die Linie ist selbstverständlich nicht gleichbedeutend mit der Sachsengrenze, da man sowohl die Niederrheiner als auch die Märker und Preußen nicht als Sachsen bezeichnen kann. Als Hauptgruppen des niedersächsischen gibt Bremer in seiner Ethnographie der germanischen Stämme Westfälisch, Engrisch, Ostfälisch und Nordniedersächsisch an. Das Nordniedersächsische, auf der holsteinischen Mundart beruhend, ist offenbar reiner sächsisch als die drei anderen Mundarten. Die Grenze des Nordniedersächsischen beginnt etwa an der Emsmündung, zieht sich südöstlich nach Minden und verläuft dann nordöstlich über die Leinemündung bis zum Wendlande.

Die Grenze des altsächsischen Kübbungshauses verläuft, Friesland ausschließend, von Flensburg ausgehend bis Hamburg, zieht sich die Elbe entlang immer parallel der Nordwestküste zur Weser- und Jademündung, greift in Holland hinein, folgt ungefähr der Lippe und zieht sich dann über Münster, Bielefeld, Hannover, Braunschweig zur Odermündung.

Die Scheidelinien des Sachsentums werden im Osten durch die Westgrenze der slawischen Rundlinge und die noch darüber hinausgreifende Westgrenze der slawischen Ortsnamen eingeschränkt. Durch die Linien werden immer mehr Volkstumsmerkmale abgetrennt, so daß schließlich ein Gebiet bleibt, in dem folgendes zusammentrifft: Brauner Menschentypus unter 10 v. H. der Bevölkerung, nordniedersächsische Mundart, Bauernhaus mit Fleetdiele und Kübbungen, Fehlen der wendischen Ortsformen und Namen, Fehlen der friesischen Namen. Damit haben wir das Gebiet des reinsten Sachsentums, das Holstein von Schlei bis Elbe mit Ausnahme des Ostens und der Westmarschen, umschließt, ferner Nordhannover und Oldenburg mit Ausnahme der Marschen und südlich bis zu einer Linie Saterland Kloppenburg, Birbeck, Wietingsmoor, Diepenau, Steinhuder Meer, Leinemündung, nördliche Oertze und südliche Ilmenau, wo die Ostgrenze beginnt, die bis zur Kieler Bucht läuft. Von hier aus hat sich das Sachsentum ausgebreitet, am reinsten bis gegen die Ems hin, überall sonst auf fremdes Volkstum stoßend, und diesem bald das eine, bald das andere Merkmal seines Volkstums opfernd.

Dieser hier nur in den Umrissen mitgeteilte Versuch einer ethnogeographischen Feststellung des Gebietes des Altsachsentums, ist in gleicher Weise auch für die übrigen deutschen Landschaften und Stämme erwünscht. Wenn er auch in mehr als einer Beziehung der Ergänzung bedarf, so verdient dieser Anfang doch ungeteilte Anerkennung und die Unterstützung der Forscher und Behörden.

Vor der Seehundsklippe.

Von Hermann Löns.

Fern von dem Orte liegt ein einsames Stück Strand, nach dem sich nie einer der Badegäste verirrt, oder, geschieht das doch einmal, so kehrt er bald um, denn es wird ihm zu lästig, immer und nur über loses Geröll wandern zu müssen.

So habe ich dieses Stück Halbland ganz für mich allein. Wird es mir am Sandstrande zu laut und zu lustig, so rette ich mich unter das Steilufer, sehe mit dem Fernglase den Regenpfeifern zu, die auf dem Vorlande umhertippeln, beobachte die Brandenten, die hinter den Felsblöcken ihre Brut führen, und scheint die Sonne sehr schön, so ziehe ich mich völlig aus und nehme in dem warmen Sande ein Luftbad.

Ist das nicht der Fall, dann bummele ich am Strande entlang und sehe, was die Wellen mir beschert haben an Muscheln, Schnecken, Algen, Tang, Krebsen und Krabben und seltsamen Fischen, wie Seeskorpionen und Meernadeln, oder an anderem Getier. Jeden Tag finde ich etwas Neues. Einmal las ich eine ganze Hand voll Bernstein auf, ein anderes Mal traf ich einen Tümmler an, der auf den Schotter geworfen war, und was ich an versteinerten Seeigeln und Donnerkeilen zusammengeschleppt und auf meinem Tisch angehäuft habe, das ist schon ein kleines Museum.

Heute habe ich nun den Dreilauf mitgenommen. Nicht etwa, um Möven zu schießen, denn das ist ein Sport, den ich gern solchen Leuten überlasse, deren Herz aus Sehnen und Knorpeln besteht und deren Augen keine Ehrfurcht vor Schönheit und Anmut kennen; auch denke ich nicht daran, dem Fuchse nachzustellen, der in dem Sanddorngestrüpp seinen Bau hat und der selbst am hellen Tage hier umherschnürt; ich habe ganz etwas anderes vor. Als ich nämlich vor drei Tagen hier umherschlich und mich an dem Spiel der Möwen am Strande labte und so verloren danach hinsah, kam ein schwarzes rundes Ding aus der Flut, verschwand, tauchte wieder auf, war abermals fort und erschien zum drittenmal, während ich mich hinter dem Seegraswalle ganz klein gemacht hatte.

Es kam mir so vor, als wenn mir die Weste zu eng wäre, denn es war schon eine Weile her, daß ich auf Seehunde gejagt hatte, und das war in der üblichen Weise unter Führung eines Fischers und von einer Sandbank aus geschehen; hier aber konnte ich auf einen Hund zu Schusse kommen, den ich mir selber ausgemacht hatte, auf einem Gelände ganz eigener, wilder Art, und außerdem auf ein Stück, wie ich es größer noch nicht sah, einen Haupthund, und wahrscheinlich auf den Schwerenöter, über den mein Gastwirt und Freund Korl Kipp immer so lästerlich schimpfte, weil er ihm bei jedem Fange einige Dutzend Löcher in das Netz zu reißen pflegt.

So blieb ich denn hinter dem Seegrasbord liegen und sah mir an, wie der Hund sich benahm, sowenig angenehm es sich dort auch lag bei den Tausenden und aber Tausenden von Strandfliegen, die mich umbrummten, und auch deshalb, weil der Sand, auf dem ich lag, reichlich naß war und mir den Flanellanzug in wenig behaglicher Weise durchfeuchtete. Ich blieb aber doch eine Stunde liegen, besah mir den Rundkopf mit dem Glase und stellte zu meiner Freude fest, daß er hier Stammgast zu sein schien, denn er benahm sich ohne jede Scheu, räkelte sich auf der Klippe, drehte bald den Bauch, bald den Rücken gegen die Sonne, kratzte sich ausgiebig und putzte sich sorgfältig, reckte und streckte sich wohlig, gähnte bisweilen auch herzhaft, ließ sich nicht im mindesten durch den Dampfer stören, kurzum, er verhielt sich so, daß ich mir sagte: „Morgen hast du ihn."

So wurde es aber nicht; denn der Wind drehte sich und kam von Osten, und er benahm sich so ungestüm, daß er die Wellen bis weit auf den Strand hin schmiß, so daß die Klippe, wo der Hund sich gesonnt hatte, kaum zu sehen war; außerdem war es so kalt, daß ich es nur eine knappe halbe Stunde aushielt, und so feucht, daß ich ganz durchweicht war, teils vom Boden aus, teils von dem Spritzwasser. Deshalb zog ich es bald vor, zu der schönen Wittib zu gehen und einen Grog nordnördlicher Beschaffenheit zu trinken, und gestern ging ich nur an den Sanddorn, sah durch das Glas nach der meistens überspülten Hundsklippe und verzog mich dann schnell zu der blonden Rieka, wo sie alle saßen, Rob und Hein und Jan und Harm und wie sie heißen, priemten oder schmökten und ein unterhaltsames Garn spannen oder mit ihren knarrenden Stimmen die Balladen von den Helden des „Iltis" und Samoa sangen.

Heute aber hat sich das Wetter besonnen. Es weht zwar noch, aber von Süden, und bei weitem nicht so stark wie die letzten Tage. Die Sonne lacht vom Himmel und brennt gegen den Strand, an dem ich entlanggehe und mir all das betrachte, was die Wellen dort abgeladen haben, den Möven und Krähen zur Freude, die sich kreischend und quarrend darum balgen. Hunderte von toten Butts liegen da, Dorsche, Knurrhähne, dann unzählige Quallen und Hunderttausende von Steckmuscheln, umwirbelt von Strandfliegen. Das Seegras ist in hohen Bänken angehäuft, und überall auf dem Sande liegen, wie hingemalt, zierliche Rotalgen, während kopfdicke Feuersteinkrallen, mit Blasentang bewachsen, bis dicht unter die Sanddornbüsche geschleudert sind, vor denen ich entlanggehe und in denen die Grasmücken singen und die Hänflinge zwitschern, während um die voll blühenden, einen betäubenden Honigduft ausströmenden silbernen Ölweiden Tausende von Bienen brummen.

Doch jetzt kommt eine Lücke in den Sanddornbüschen, und ich muß in die hungrigen, vom Sturme arg mißhandelten Kiefern treten, wo es nach Harz riecht und wo Fink und Amsel singen und der Boden bedeckt ist mit den seidigen Fruchtschöpfen der Küchenschellen, die der Wind hin und her bewegt. Bald aber beginnt der Sanddorn wieder, und ich schleiche mich hinter ihm her, bis die Deckung aufhört und der kalte Strand beginnt mit seinem Gewirr aus Felsblöcken, gegen die die Brandung platscht, und vor denen mächtige Bänke, aus Seegras und Stecknuscheln, vom Wellenschlage angehäuft sind. Lange nehme ich die großen Steine unter das Glas, sehe aber nichts als eine gewaltige Möwe, die über sie hinwegfegelt. Ich krieche, so schnell es geht, auf dem Bauche bis an die äußerste Seegrasbank, zupfe mir in ihrem Borde eine Schießscharte zurecht, von der aus ich die Seehundsklippe gut übersehen kann, stecke mir die Pfeife an und mache es mir so bequem in dem warmen Sande, daß ich es wohl einige Stunden hier aushalten kann.

Sehe ich vor mich hin, so habe ich die Klippen, gegen die in strengen Abständen die Wellen anschlagen, und dahinter das blitzende Meer mit den Fischerbooten und einem Dampfer, der eine großmächtige Rauchwolke hinter sich herzieht, während dort, wo Luft und Wasser zusammengehen, ein gewaltiger Schoner seine Segel leuchten läßt. Ab und zu fliegen Möwen vorüber, Schwalben fahren dahin, ein weißer Schmetterling gaukelt vorbei, und mit fröhlichem Getriller kommt ein Uferläufer angestrichen, rennt eilfertig am Strande entlang und fliegt trillernd weiter. Neben mir im Sande ist auch vielerlei zu sehen. Hunderte von verschieden gefärbten Marienkäferchen, die der Sturm vertrieb, krabbeln umher, allerlei andere kleine blanke Käfer rennen auf und ab, durchsichtig kleine Krebstiere tauchen aus dem Sande hervor und schnellen sich mit großen Sätzen weiter, und in dem Fluttümpel wimmelt es von Granat und Dorschbrut. Ich aber sehe nur ab und zu da hin, sondern spähe nach den Klippen, den Seehund erwartend.

Die Sonne meint es zu gut. Trotzdem ich weiter nichts anhabe als das waldfarbige Wollhemd, die Hose und Strandschuhe und eine ganz leichte Mütze trage, bricht mir der Schweiß aus allen Poren aus, eine bekömmliche Mattigkeit kriecht mir durch den Leib, und meine Gedanken zerschwimmen zu Träumen, die so formlos sind wie die Wellen zwischen den Klippen. Das leise Klatschen des Wassers vor mir und das verstohlene Rascheln des Sandhafers hinter meinem Rücken vermischen sich zu einer nervenberuhigenden Singweise, in die jetzt ein heller Möwenschrei und nun das dumpfe Heulen des Dampfers hineinklingen. Mit halben Augen starre ich nach den Klippen und von ihnen in die See, um dann mit dem Glase nach der Sandbank zu blicken, wo die Brandenten, bunt wie Fastnachtsgecken, nach Futter suchen.

Dort, wo das Steilufer in das Meer hineinspringt, taucht ein schwarzer Fleck auf, und noch einer und abermals einer und ein vierter und fünfter. Zuerst zuckte ich zusammen, denn ich dachte an den Seehund, aber ich sah sofort, daß es Tümmler waren. Wie eine gewaltige Schlange sehen sie aus, wie sie so hintereinander herschwimmen, so daß von jedem nur der Rücken sichtbar ist. Eine Weile kann ich sie noch mit dem Glase verfolgen; dann verschwinden sie in der Ferne. Aber nun gibt es in mir einen Ruck, denn geradeaus wippt ein schwarzes, rundes Ding auf und ab, einem Seehundshaupte täuschend ähnlich. Es ist aber ein Stück Holz oder ein anderer lebloser Gegenstand, denn seine Bewegungen folgen genau denen der Wellen. Ich kann es ja auch nicht erwarten, daß ich heute gleich Anblick bekomme, und noch viel weniger, daß ich die Kugel anbringe, denn wer weiß, ob der Hund sich ständig hier sonnt. Ob ich nun aber hier liege oder dort, wo Sandburg an Sandburg sich erhebt und der Strand von Stadtvolk wimmelt, das ist gleichgültig, oder vielmehr, hier gefällt es mir besser als dort, wo es mir zu voll und zu laut ist. Ich will jeden Tag hier passen, bis ich den Hund habe, und bekomme ich ihn nicht, so ist das weiter auch nicht schlimm.

Ich rauche meine Pfeife und flüstere ganz sachte die schwermütige Weise, die Peter Muß gestern so schön sang: „Die Reise nach Jütland, und die fällt mir so schwer; du allerschönste Jungfrau, ich seh' dich nicht mehr." Dann suchte ich zur Abwechslung die wunderschönen rosaroten Muschelchen aus dem Seegrase und sammele von den vielerlei winzigen Käferchen, die im Sande kriechen, eine Anzahl in ein Gläschen mit Weingeist, um meinen Freund in der Stadt, der dieses Zeug erforscht, damit zu beglücken. Dann blicke ich einer zierlichen Seeschwalbe nach, die mit spitzem Schrei an mir vorüberfliegt, oder den Mauerseglern, die pfeilschnell um das hohe Ufer jagen, und dann wieder nach den Klippen, auf denen jetzt eine blaue Krähe sitzt und sich der Sonne freut, bis sie sich aufmacht und dem Lande zufliegt, oder den blitzenden Wasserjungfern, die hin und wieder an mir vorbeiflirren. Darauf meldet sich der Magen; ich esse langsam und bedächtig, stopfe mir hinterher eine frische Pfeife und rauche und träume und starre auf die Flut, auf der tausend grelle Lichter spielen.

Ich glaube, ich bin eingenickt, denn meine Pfeife liegt erloschen neben mir im Sande. Einen Blick will ich noch nach der Klippe werfen und dann mit der Mütze auf dem Gesichte mein Mittagsschläfchen halten. Nur so aus Gewohnheit sehe ich nach den Steinblöcken hin, mache aber ganz schnell sehr große Augen, denn hinter ihnen war eben etwas, etwas schwarzes, rundes Blankes, das sofort wieder untertauchte. Wenn das nicht der Seehund war, will ich Hans heißen. Ich lasse die Klippen nun nicht aus den Augen, denn das Glas darf ich nicht gebrauchen, weil die Sonne mir gegenübersteht und das Blitzen den Hund vergrämen könnte. Es ist der Hund, er ist es ganz gewiß. Eben war er dort, jetzt ist er hier, und nun ist er dicht bei den Steinen; ganz deutlich habe ich ihn erkannt. Immer wieder kommt er hoch und verschwindet fast in demselben Augenblick im Springwasser, bis er endlich den breiten, flachen Stein erklimmt und dort mit hohem Korse liegen bleibt.

Nun heißt es zu warten, bis er mir das Hinterhaupt weist, denn der Herzschuß ist zu unsicher, und damit kann er noch das Wasser erreichen und mir verloren gehen. Aber erst bleibt er lange Zeit so liegen, daß ich ihn von der rechten Seite habe, dann dreht er sich auf die andere; dann wälzt er sich auf den Rücken; nun liegt er so flach da, daß er mit der Klippe ganz verschmilzt, und so bleibt er liegen, als hätte er vor, mich zum Narren zu halten. Dann und wann kratzt er sich oder fährt mit dem Kopfe hin und her; aber so, wie ich es haben möchte, will er sich durchaus nicht stellen. Zum Unglücke kommen auch ein paar Krähen an und lassen sich am Strande nieder, und ich muß ganz still liegen und mich fest an das Seegras drücken, damit sie mich nicht spitz kriegen und Lärm schlagen.

Schließlich aber nimmt der Hund die gewünschte Lage an, und das habe ich dem Dampfer zu verdanken, der dort oben angequalmt kommt. Ich richte den Drilling, bringe die Fadenkreuzspitze des Fernrohres dahin, wo der Kopf des Seehundes aus dem Rücken quillt, steche ein und drücke ab, sehe die Kugel über das Wasser tanzen und die Krähen mit wütendem Geplärre von dannen fuchteln. Die Klippe ist leer. Vielleicht ging die Kugel daneben, denn wenn es auch nicht weit war, Kopfschuß bleibt Kopfschuß. Ich ziehe schnell die Schuhe aus, streife die Hose hoch und gehe ziemlich aufgeregt über das Geröll in die Springwellen hinein, und dann lache ich vor mich hin, denn vor mir liegt auf dem Rücken, den hellen blanken breiten Bauch zeigend, der Seehund und schlägt nur noch ganz wenig mit den Finnen.

Seine großen, dunklen, tiefen Augen sehen mich traurig an, als wollten sie mich fragen, warum ich ihm das schöne Leben nicht gönnte, die Jagd auf Dorsch und Butt und das Sonnenbad auf dem breiten Steine, und etwas wie Reue will in mir hochkommen.

Doch ich schoß ihn ja nicht nur aus Freude an der Jagd, sondern weil er meinem Freunde Korl Kipp das Netz zerriß.

Das Pferd und seine Züchtung in Westfalen.

Von Geh. Justiz-Rat von Detten.

I.

In der wirtschaftlichen Eigenart Westfalens, nach welcher das Land gesunde Weiden und blühende Viehzucht hatte, mag es zum Teil begründet sein, daß das Pferd, den alten Sachsen ein heiliges Tier und seit dem 15. Jahrh. das anerkannte Wappenemblem Niedersachsens und Westfalens, hier von altersher in der Freiheit gezüchtet und gepflegt ist. Schon die Römer trafen zwischen Rhein und Weser ein pferdezüchtendes und durch seine Kriegsreitkunst hervorragendes Volk an. Es ergibt sich daraus, daß die hier mit Brüchen untermischten Wälder wie nachher, so auch vor der Römerzeit die Heimat germanischer Wildpferde gewesen sind, d. h. daß die Wildpferde als solche von einem in den Gegendden des Niederrheins heimischen wilden Steppenpferde ursprünglich abstammen. Pferde waren in ganz Niedersachsen von jeher sehr zahlreich. Altheidnische Stätten in der Lüneburger Heide, wie die vielen Hingstberge, Hingsthöppen, Peerhofsberge, Roß- und Schimmelberge deuten darauf hin, daß unsere heidnischen Vorfahren hier den Pferden ihre Sorge zugewandt. Ebenso bedeutet die Bezeichnung des dem Kgl. Forstfiskus hier gehörigen großen Forstes „Rosengarten" nichts anderes als ein für weidende Rosse eingefriedetes Gebiet. Die Franken aber, namentlich König Pipin, verlangten nach ihren Siegeszügen, die sie 753 und 758 bis zur Weser führten, von den Sachsen jedesmal einen Jahrestribut ihres edelsten Erzeugnisses, nämlich von 300 Pferden. Die Pferdezucht bildete daher eine Hauptaufgabe der deutschen Kaiser Karl der Große unterhielt bedeutende Gestüte (equitia) und Heinrich I. führte 100 Jahre später die Ritterspiele ein, um der Reiterei die nötige Gewandtheit und Ausdauer zu geben. Zu den Waffenübungen gehörten kräftige Pferde, um die vom Kopf bis zu den Füßen in Eisen gehüllten Reiter tragen zu können. Die Klöster, deren die Kaiser viele gründeten, gingen mit dem Beispiele einer guten Pferdezucht voran. Ihr Gut Herfebrock, das nach dem Namen der Pferdezucht diente, verwandte Walpurgis, die Witwe Eckehards, 860 n. Chr. zu ihrer Klosterstiftung. Ein Beweis für die uralte Pflege der Pferdezucht in Niedersachsen ist ferner der Umstand, daß der Verfasser des „Heliand" die Hirten, denen die Geburt des Heilandes verkündet wird, zu ehuscalcos machte. Einen solchen Roßknecht oder Roßhirten zeichnet F. W. Weber in seinem Epos „Dreizehnlinden" treffend, wenn er von ihm sagt:

Pfeifend wußt' er wilder Hengste
Ungestüm und Trotz zu stillen,
Pfeifend von entlegener Weide
Herzulocken Stut' und Füllen.

Das Roß war nicht allein Niedersachsens und Westfalens Stolz und Schatz, beliebt als Brautgeschenk und Gabe, sondern man genoß auch dessen Fleisch als Opfermahlzeit, und Karl der Große selbst war es, der diesem heidnischen Brauche mit allen Mitteln entgegenarbeitete. Aus dem Wiehern des Pferdes hörte man die künftigen Geschicke — Glück und Unglück — heraus. Das Pferd war das Kleinod des Ritters. Den Sattelmeiern der Grafschaft Ravensberg, denen man rittermäßige Abstammung nachsagte, wird bis auf den heutigen Tag ein aufgezäumtes und gesatteltes Pferd bei ihrer Beerdigung nachgeführt. Nach altem Brauche wurde die Äbtissin des freiadligen Damenstifts Heerse bei ihrer Einführung von dem Erbmarschall des Stiftes unter dem Geläute der Glocken auf den steinernen Sattel gesetzt, welcher in Form eines Damensattels sich noch heutigen Tages in der Kirchhofsmauer eingelassen findet. Auf diesem gewiß sehr eigenartigen Thron nahm sie die Huldigung der hörigen Bauern von Heerse und Umgegend entgegen, welche bei dieser feierlichen Gelegenheit pflichtmäßig erscheinen mußten.

Nach der Geschichte sind es nun die edlen Herren und Grafen von der Lippe, die sich der Zucht und Pflege der Rosse in ihren Erblanden besonders annahmen und dieses Interesse fortgesetzt bis in die Gegenwart gepflegt haben. Urkundlich wird erwähnt (1160), daß Bischof Bernard von Paderborn, aus jenem gräflichen Geschlechte entstammend, als er dem Abt von Hardehausen umfassende Liegenschaften zur Ausstattung seines Klosters verschrieb, diese Schenkung noch mit dem 3. Teile seiner ungezähmten Stuten (equae indomitae) vermehrte. Im Lippischen Lande und in der am Fuße des Teutoburger Waldes sich anschließenden Senne, einer großen, mit Wasser durchflossenen Ebene, fanden die Pferde Eicheln, Gräser und Kräuter als Nahrung und im Winter das üppige Heidekraut, das sie sich selbst unter dem Schnee hervorscharrten. Zunächst wurden die Pferde wohl durch Hirten beaufsichtigt, dann aber, wenn sie mit den Weidegründen vertrauter waren, sich selbst überlassen und nur von Zeit zu Zeit ihre Zahl festgestellt. Die jungen Tiere wurden in der Freiheit geboren, die Hengstfüllen eingefangen und nur die besten und kräftigsten wieder ausgesetzt, die dann für die Fortpflanzung zu sorgen hatten. So wurden aus zahmen allmählich feurige, fast wilde, menschenscheue Tiere, die mit dem Hochwild zusammen weideten.

Freies Tier des freien Waldes,
Das den Hals vor Pflug und Wagen
Nie gebeugt, und dessen Rücken
Einen Reiter nie getragen.

II.

Im Jahre 1493 ließ Anna, die Gemahlin des Grafen Bernard VII. v. d. Lippe, Tochter Graf Ottos v. Schaumburg, ihren Bestand der wilden Pferde, der ihr in der Senne zu hüten und warten war, zählen und nach Farben feststellen. Der Bestand belief sich damals auf 67 Pferde, deren mannigfaltige Färbung auffällt. Von ihnen wurden 17 als braun, 15 als rot, 12 als schwarz, 7 als grau, 5 als fahl und nur eins als Schimmel aufgeführt. Bald darauf bestimmte Graf Bernard in seinem 1500 verfaßten Testamente, daß seine beiden Söhnen Simon und Bernard die wilden Pferde in der „Sende" zu gleichen Teilen erhalten sollten.

Aus dem 16. Jahrh. sind sodann zwei Urkunden von Interesse. In der einen dankt Adrian von Zerssen aus Cassel dafür, daß er von dem Landdrosten v. Donop mit Bewilligung der zuständigen Behörden ein „braun Pferd", nämlich einen jungen „Senner" erhalten habe, weil der verstorbene Vater Bernards VII., Graf Simon V., 4 oder 5 Pferde, so er in dessen Dienst verdorben, zu ersetzen zugesagt. Im gleichen Jahre bat Herm. v. Mengersen, ein reicher Mann, der dem noch unmündigen Grafen in schweren Zeiten, besonders im schmalkaldischen Kriege, mit ansehnlichen Geldbeträgen Beistand leistete, um „den Sender" zur Probe und eventuellen Ankauf. In diesen Urkunden finden wir die Bezeichnung der Pferde als Senner und zugleich ein Zeugnis von besonderer Wertschätzung dieser Tiere. Nach dem Tode Bernards VII., unter welchem die Pferdezucht nicht sonderlich floriert hatte, nahm sich sein Nachfolger Simon VI., derselben mit allen Kräften an, so daß unter ihm das Sennergestüt die Zahl von 200 Stuten erreichte. Er stand lange Zeit mit holländischen Händlern in Verbindung und führte dem Gestüte dadurch frisches Blut zu. So kamen die Senner überall in außerordentliches Ansehen und dazu trugen Simons Beziehungen in der großen Welt erheblich bei. Er glänzte durch seine Freigebigkeit an Pferden und Streitrossen und schenkte u. a. dem Kaiser Rudolf 12 auserlesene Pferde seines Gestüts. Damals waren die Gesuche um Überlassung von Pferden außerordentlich zahlreich, namentlich waren es die Herzöge von Braunschweig, welche in den Jahren 1590—1600 häufig damit kamen. Doch benachteiligten die unruhigen Zeiten des Krieges mit den Spaniern den Bestand des Gestütes nicht wenig. Simon der VI. († 1618) hinterließ daher das Sennergestüt stark gelichtet, aber doch, weil durch friesisches Blut aufgefrischt, in guter Verfassung. Während des 30jährigen Krieges wurde es dagegen der Verwüstung nahe gebracht, nicht allein infolge der kriegerischen Ereignisse, sondern auch wegen der mangelhaften vormundschaftlichen Verwaltung der kurz nacheinander folgenden minderjährigen Regenten des Landes. Auch den tollen Christian führte der Krieg ins Land. Derselbe benahm sich aber im ganzen wohlwollend und wurde vom Grafen Otto und dem regierenden Grafen Simon VII, mit einem Senner aus dem Gestüte beschenkt. Derartige Geschenke an Heerführer und Offiziere beliefen sich allein im Jahre 1636 auf 15 Senner zu einem damaligen durchschnittlichen Wert von je wenigstens 100 Reichstalern. Den kriegführenden Parteien fiel es nicht ein, sich Pferde von dem Gestüte zu erbitten, sie nahmen einfach, was sie kriegen konnten. 1632 z. B. entführten die Kaiserlichen unter Oberst von Bönnighausen 20 mit der gekrönten Rose gebrannte Pferde und 1648 raubten die Hessen abermals 15 Sennepferde. So konnte man sich füglich wundern, daß bei Beendigung des schrecklichen Krieges überhaupt noch Reste des Gestütes vorhanden waren. Graf Hermann Adolf ließ es sich denn auch angelegen sein, sowohl die am Donoper Teich wie die in Lopshorn vorhandenen Gestütsgebäude wieder herzustellen und die Zahl der wilden Stuten allmählich zu vermehren.

Im allgemeinen fanden die Wildpferde in ihrem Gebiete derartig genügende Nahrung, daß sie im Sommer wie im Herbst so stark an Fleisch waren, als wenn sie im Stall gefüttert wären. Im Winter und im Frühjahr magerten sie dann freilich ab, kamen aber doch nicht von Kräften und nahmen bald wieder zu. Futter wurde ihnen nicht gereicht, es mußte denn der Schnee so hoch liegen, daß auch die Spitzen des Heidekrautes bereits bedeckt waren. Dann kamen sie wohl von selbst bis zu den Stallungen in Lopshorn, mußten oft aber auch durch die Wärter herbeigetrieben werden. Schlimm war es allerdings hin und wieder mit dem Wassermangel, da die kleinen Waldbäche vielfach ganz versiegten. Stundenlange Strecken mußten dann die Pferde zurücklegen, ehe sie eine Tränke erreichten. Denn zu dem Donoper Teiche, der nicht versiegte, war der Weg oft viel zu weit und manche Tiere zogen sich dabei Erhitzungen oder Erkältungen zu, an denen sie zugrunde gingen.

Diese freien Ernährungsverhältnisse wurden durch die Zunahme des Ackerbaues in der Umgegend der Senne mit der Zeit wesentlich beeinträchtigt. Denn der Schaden, den die Pferde anrichteten, die nach schmackhafterer Nahrung lüstern wurden, rief natürlich Repressalien und Schadensforderungen der Angrenzenden häufig hervor. So hatten schon 1631 die Einwohner von Stuckenbrock die lippischen Pferdeknechte, die verlaufenen Sennern bis zum Orte nachgegangen waren, gefänglich eingezogen und die Sennerfohlen eingefangen. Zur Vergeltung waren dagegen die Stuckenbrocker Stuten, die ebenfalls in der Senne weideten, aufgefangen und nach Lopshorn gebracht. Im Jahre 1658 entspann sich eine Korrespondenz zwischen dem Bischof Dietrich Adolf von Paderborn und dem Grafen Hermann Adolf von der Lippe, weil von Lippspringern Sennepferde gepfändet waren, unter dem Vorgeben, sie hätten ihren Feldern Schaden getan. Die Restitution wurde nur gegen Entrichtung von 6 Scheffeln Korn zugestanden. Graf Hermann Adolf ersuchte dagegen, es bei der alten Observanz zu belassen, daß lediglich die Pferde verjagt würden, indem er versicherte, daß auch seinen Untertanen befohlen sei, mit Paderborner Pferden ebenso zu verfahren.

Um solchen Beschwerden, die 1660 von den Lippspringern wiederholt wurden, gerecht zu werden, richtete man allmählich Knicke und Wildzäune mit Gräben ein. Aber auch diese schützten nicht ausreichend. Sie wurden entweder, mochten sie noch so hoch und weit sein, von den Stuten im Sprung genommen oder dieselben suchten ein Loch in der Hecke und bohrten es so lange mit aller Macht aus, bis es einen Durchlaß bot. Eine Stute, welche auf diese Weise 1770 durchgebrochen war, wurde nach sechs Wochen in der Gegend von Arolsen aufgefangen.

Der Nachfolger Hermann Adolfs, Graf Simon Heinrich, ließ zu Lopshorn ein ansehnliches Jagdschloß erbauen und half durch die Anlage eines Brunnens, der 12 im Walde verteilte Wasserfuhlen speiste, dem Mangel an Quellwasser ab.

War die Blutauffrischung der Sennerrasse unter Simon VI. mit friesischen Hengsten begonnen, so neigten seine Nachfolger Simon Heinrich, Friedrich Adolf und Simon Heinrich Adolf (1718—1734) Versuchen mit den verschiedensten Rassen zu, so daß man zu diesen Zeiten Engländer, Türken, Araber, Andalusier, Ostfriesen und Moldauer als Hengste zuzog. Damit aber stellten sich allmählich die abweichendsten Typen in Form, Farbe, Charakter und merkliche Fehler der Zucht ein, so daß später viele Stuten erblicher Fehler halber, z. B. wegen Ramsköpfe, ausgemustert werden mußten.

Die Jahre 1711, 1712 und 1740 waren harte Winter, so daß ungefähr 50 Stuten eingingen. Nichtsdestoweniger blieb bis zum Jahre 1804 grundsätzlich die Einrichtung bestehen, daß die Sennerstuten und Stutfohlen im Walde blieben und ihnen niemals Futter, außer im alleräußersten Notfall, gereicht werden durfte. Seit jener Zeit aber war es sozusagen zur Regel geworden, daß die Stuten-Herde im Winter nach Lopshorn getrieben, rudelweise in großen Ställen untergebracht wurden und Futter bekamen. Des Tags über befanden sie sich dagegen bei jedem Wetter im Freien auf großen, eingefriedeten Kämpen, die durch dichte Tannenhecken voneinander abgesondert waren, damit die verschiedenen Abteilungen sich nicht sahen und gegenseitig beunruhigen konnten.

Nach den Zuchtversuchen mit Hengsten der verschiedensten Rassen ist man jetzt auf die bekannte Züchtung zurückgekommen. Dieses alte Senner Blutpferd, der sog. Kronensenner ist nach der Beschreibung O. v. Meysenbugs größer als ein Mittelpferd, fein der Kopf und Hals, den es lang und schön trägt, Brust und Kruppe ohne Tadel, vortrefflich geschlossener Leib, die Schultern leicht und sehr beweglich, der Rücken gerade und von großer Stärke, Mähnen und Schweif stark von Wachstum, so daß jene bis auf die Knie hingen, starke trockene, fehlerfreie Schenkel und hinter den Schienenbeinen fast ganz freiliegende Sehnen und mit dauerfesten Hufen, so daß sie Gebrauchspferde edelster Rasse darstellen. Als gute Läufer und ganz besonders rasche Springer neigen sie weder zu Spat noch zu Die in Freiheit aufgewachsenen Senner in Gebrauch zu nehmen, sagt Herr v. Meisenburg weiter, ist nicht leicht. Auf jede Weise suchen sie sich dem Zwang zu entziehen. Strafe vergessen sie nicht und können bei fortgesetzt harter Behandlung verstört werden. Im 5. Jahre kommen sie zu voller Entwicklung und bleiben bis ins späte Alter (20—28 Jahre) sehr sicher und brauchbar. Ihre Menschenscheu und Furchtsamkeit ist oft für Böswilligkeit und besondere Wildheit gehalten. Wenn man sie aber behutsam und mit Güte behandelt, werden sie bald zutraulich, willig und treu, so daß man alles von ihnen verlangen kann. Ihre Ausdauer und Zähigkeit ist bewundernswert, das koupierteste Terrain ist ihnen das liebste, 2—3 Meilen im Trabe ist nichts besonderes für sie, und auf den schmalsten Bergpfaden bewegen sie sich mit der größten Sicherheit. (Vergl. O. v. Meysenbug „Über das Sennergestüt.)

So war also das Sennergestüt in seiner Eigenart und seinen Erfolgen von jeher einzig dastehend und wird es auch in Zukunft unter veränderten Umständen zu neuer Blüte bringen.

III.

Doch war das Vorkommen solcher Pferdezüchtereien in der Freiheit Jahrhunderte lang nicht auf die Senne beschränkt. Bis in das 16. Jahrhundert, ja ebenfalls bis in die Neuzeit hinein fand man in verschiedenen Gegenden Westfalens, da, wo der Anbau dazu passenden Spielraum bot, wilde Pferde im Bruch oder in der Mark, die dort ihre Nahrung suchten, im Winter auch wohl an die Gehöfte sich solche erbettelten und sich in der Freiheit tummelten, bis sie zur Arbeit eingefangen wurden. Denn die eigentlichen Wildpferde wurden mit dem zahmen Schlage derart gemischt und gebraucht, daß sie, wenn auch mit Mühe, in Zucht und Nutzen zu nehmen waren. Fast überall im Land deuten alte Bezeichnungen größerer Flurabteilungen und Ortschaften, wie der Pferdekamp im Warburgischen bei Natzungen und im Stadtwalde von Warstein, der Mehrenberg (jetzt Ehrenberg genannt) bei Schwelm, ferner der Ort Mehrhof auf dem Sintfelde, nicht weit von Hardehausen, endlich die Dörfer Rösebeck bei Warburg und Brilon, welche beide auf Roßbach zurückzuführen sind, auf die Wildbahn von Pferden, und dasselbe gilt von der Pferdeweide bei Drolshagen und der Pferdehude nicht weit von Altenhundem im Sauerlande. Auf den Bauernhöfen des Sintfeldes, des Ravensbergischen und des Mindener Landes findet sich noch heute auf den Hausgiebeln das westfälische Pferd als Zierat und Wahrzeichen angebracht. Ganze Höfe, welche dem Güterverzeichnisse des Klosters Werden zufolge „Hengsthöfen" genannt wurden, dienten der Pferdezucht. Hier war namentlich der große Wald des Reichshofes Duisburg, der zwölf Gemarkungen mit einem Umkreis von 14—15 deutschen Meilen deckte, mit Pferden betrieben. Das geschah jahrhundertelang mit besonderem Glück. Außer dem Landesherrn hatten 1585 viele Adelsgeschlechter und mehrere Korporationen Anteil an dieser Einrichtung, und diese Gerechtigkeit hatte einen besonderen Namen. In dem westfälischen Landfrieden vom 27. April 1381 war auch für die Wildpferde Sicherheit und Frieden gewirkt. Es war dies notwendig, da bei Fehden und Überfällen diese Pferde nicht geschont, sondern ihnen per fas et nefas Schaden getan wurde. Wilde Pferde, Hengste und Stuten, ernährte im Norden das Land Diepholz, auch das Sauerland, insbesondere der Arnsberger Wald, wo im Jahre 1455 die wilden Pferde erwähnt werden und lange ein Gestüt in Obereimer war. Auch die Mark und die Emscher Brüche hatten diese edle Zucht in ihren Wäldern; der Emscher Bruch sogar bis zum Jahre 1830. Die Sundwicher Mark — ein Teil des Bruches — hatte den Namen „Vestisch Wildbahn", in der z. B. die Kommende des Deutschen Ritterordens Wellheim um 1369 mit 11 wilden Pferden berechtigt war. Im Münsterlande, in der Meerfelder und Letter Mark sowie in der sog. Davert, kamen ebenfalls Bestände solcher Pferde vor, so daß im Jahre 1339 das geistliche Sendgericht sich eingehender damit zu befassen hatte. Es traf die Entscheidung, daß jeder zehntpflichtige Hof, auf welchem waldwilde, ungezähmte Pferde in Gras, Wasser und Wiese und sonstiger Pflege gehalten würden, davon ebenso den Zehnten zu entrichten hätten wie von anderen Tieren der Mark. Im Meerfelder Bruch, zwischen der bekannten Arbeiter-Kolonie Maria-Veen und Dülmen, ist noch heute die dem Herzog von Croy gehörige Wildbahn von mindestens 100 Pferden belebt. Von Maria-Veen an der Eisenbahnstrecke Duisburg—Quakenbrück kann man bequem in einstündiger Wanderung die mit Draht umfriedete Wildbahn erreichen. Hengste, Stuten und Fohlen in verschiedenen Größen und Farben, lang- und kurzhaarig, mit Schweifen, die den Boden streifen, tummeln sich jahraus, jahrein in dieser von Gras-, Sumpf- und Waldflächen unterbrochenen endlosen Heide.

Auch in der Stiftungsurkunde des Beneficiums des hl. Kreuzes in Meschede aus dem Jahre 1455 kommen in dem Inventar equi et aquae vulgariter wilde Pferde vor. Um dieselbe Zeit und zwar ganz in der Nähe der Senne, hielten auch die Herren von Westphalen eine Stuterei wilder Pferde in Lippspringe, wo sie damals Besitzungen hatten. Auf eine Beschwerde des Kapitels bei dem Fürstbischof von Paderborn, daß die von Westphalen ohne Erlaubnis des Kapitels eine solche Stuterei unterhalte und großen Schaden anrichte, erklärt Wilh. von Westphalen in der Verteidigung: Von den wilden Pferden habe niemand Schaden und falls irgend jemandem ein Nachteil durch dieselben entstände, wolle er den Schaden ersetzen. Hiermit war die Sache erledigt.

Auch das bis in unsere Tage hinein bekannte sog. münstersche oder Kleipferd, ein beliebtes Acker- und Arbeitspferd, sowie das bewährte hannoversche Pferd beweisen das uralte fortdauernde Interesse, das der Züchtung des Rosses von Sachsen und Westfalen gewidmet worden ist. Bemerkenswert in dieser Beziehung ist auch der Umstand, daß man in den Ackerbau treibenden Städten Westfalens lange Zeit die gezogenen Fohlen gern mit den Kuhherden der Gemeinde auf die Weide trieb. Augenblicklich aber ist es für einen Freund der Pferdezucht ein erfreulicher Anblick, wie überall in unserm Lande die großen Weiden sich mehren zur Wartung und Pflege des edlen niedersächsisch westfälischen Pferdes. Man schließt daraus, daß die Pferdezucht in Westfalen nicht am Ende ihrer Tage angelangt, sondern wieder im vollen Aufschwung begriffen ist.

Ewiges Recht des Künstlers?

Von Dr. jur. W. Brandis (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Die Hinterbliebenen Richard Wagners, unterstützt von zahlreichen Verehrern des großen Komponisten, sowie von angesehenen und einflußreichen Freunden, verlangen, daß im Reiche ein Sondergesetz erlassen wird, welches die Aufführung des Bühnenweihfestspiels „Parsifal" allein der Familie Wagner, und zwar in dem nach den künstlerischen Anschauungen Richard Wagners erbauten Theater in Bayreuth gestattet. Nach dem deutschen Reichsgesetz, betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst, vom 19. Juni 1901 endet das Urheberrecht dreißig Jahre nach dem Tode des Urhebers. Da Richard Wagner am 13. Februar 1883 gestorben ist, und die Berechnung der 30 Jahre nach Ablauf des Todesjahres, also am 1. Januar 1884, begonnen hat, so wird die Schutzfrist am 31. Dezember 1913 ablaufen. Vom 1. Januar 1914 ab kann daher jede Bühne, welche überhaupt die polizeiliche Genehmigung zur öffentlichen Aufführung von Schauspielen besitzt, mag sie auch noch so mäßig und dürftig für ein so großes Werk in künstlerischer Beziehung ausgestattet sein, jenes erhabene Festspiel aufführen, ohne verpflichtet zu sein, dieserhalb erst bei den Erben Richard Wagners anzufragen und ohne denselben irgendwelches Honorar zu zahlen, das gegenwärtig in Form eines Anteils an der Einnahme (wie ich höre, in Höhe von 10 v. H.) gefordert zu werden pflegt.

Die Gründe, welche dafür geltend gemacht werden, sind in der Hauptsache folgende: Das deutsche Volk schulde seinem großen, bahnbrechenden Tonkünstler Dank und seinen Hinterbliebenen Unterstützung zur dauernden Erhaltung des nach den eigensten künstlerischen Anschauungen des Verewigten erbauten Theaters, das allein geeignet sei, ein so ernstes Spiel wie den „Parsifal" in der vom Meister gewollten Weise zur tiefen, erhebenden Wirkung zu bringen. Das Festspiel erfordere eine Sammlung der Zuhörer, wie sie im geschäftlichen Getriebe der Großstadt unmöglich vorhanden sei, wohl aber in dem stillen, idyllisch gelegenen Bayreuth. Der Befürwortung eines Sondergesetzes hat sich auch der vormalige Reichskanzler, Fürst v. Bülow, angeschlossen, der dem „Hann. Anzeiger" auf eine Anfrage geantwortet hat: „Ich war 1902 in Bayreuth, habe dort den „Parsifal" gesehen und bin dadurch in der Überzeugung bestärkt worden, daß diesem letzten Werke des großen Meisters eine Sonderstellung einzuräumen ist. Die hierfür von verschiedenen Seiten geltend gemachten Gründe erkenne ich durchaus an." Die Gegner, darunter die besten Kenner unserer deutschen Bühne, erklären, daß nicht nur die Opernhäuser in Berlin, Wien, München, Dresden, Hamburg, Cöln, Leipzig, sondern außerdem noch ein Dutzend Bühnen sicherlich imstande seien, würdige Bedingungen für die Inszenierung des „Parsifal" zu schaffen. Jedes Bühnenwerk bedürfe zu seinem vollendeten Erfolg der Äußerungen des Publikums, um dessen Gunst jeder Künstler, möge er das Publikum schelten wie er wolle, buhle und buhlen müsse. Vielleicht brächten die Regisseure und Maler außerhalb Bayreuths Schönheiten des „Parsifal" ans Licht, die dort verborgen geblieben seien; denn von künstlerischen Schöpfungen könne man nie behaupten, daß sie schon ganz und gar ausgemünzt seien. Bayreuth werde trotzdem das Ziel der Kunstpilger bleiben, zumal da der „Parsifal" schwerlich ein dauerndes Zugstück der Theater werde, wie die Meistersinger, Lohengrin, Tannhäuser und die Walküre; er mache den Theatern viel zu hohe Unkosten durch die sehr schwer einzustudierenden Aufgaben des männlichen und des weiblichen Chores, Anforderungen, die selbst die großen Theater nur mit Hilfe von außen würden bewältigen können.

Die Erben Wagners können sich für ihr Verlangen auf die Privilegien berufen, welche im Anfang der 40er Jahre von den deutschen Bundesregierungen den Erben Schillers und Goethes zur Verlängerung des Schutzes ihrer Werke erteilt worden sind, ein Vorgehen, das allerdings in Grimms Festrede zu Schillers Jahrhundertfeier beklagt wurde, weil es dem deutschen Volke die ihm von seinen großen Dichtern hinterlassene geistige Kost verteuere. Die Gegenwart ist zur Einräumung von Sonderrechten für einzelne sehr wenig geneigt. Als die Privilegien zugunsten unserer großen Klassiker erteilt wurden, war es vielleicht die allgemeine Stimmung, welche diesen Schutz forderte; das ist aber heute bei dem „Parsifal", wie oben gezeigt ist, nicht der Fall, vielmehr kann nicht bezweifelt werden, daß die öffentliche Meinung zum überwiegenden Teil sich gegen die Einräumung eines Sondervorrechts im vorliegenden Falle ausgesprochen hat.

Man steht auf dem Standpunkt, daß der Dichter wie der Komponist die Anregungen zu seinem Werke von der Mitwelt erhalte, da er zum großen Teil nur Ideen, Gedanken und Empfindungen, die dort vielleicht in der Entwicklung begriffen, oder welche gar schon zur Reife gelangt waren, eine künstlerische Form gegeben hat, daß er also sein Kunstwerk, auf den Schultern seiner Mitmenschen stehend, aufgebaut hat. Das Eigentum der Dichter und Künstler fällt, wie bei Beratung des französischen Autorgesetzes 1866 treffend bemerkt wurde, der Gesamtheit zu, „wie das Wasser der Flüsse dem Meere." „Unsere Klassiker sind das belebende Element unsrer heutigen Gedankenwelt geworden, ein Element, das ganz unser eigen ist, auf das wir ein Anrecht haben, so daß es nicht in der Verfügung eines Privaten stehen darf," sagt Professor Kohler in seinem „Autorrecht". Demgemäß räumt unser Gesetz dem Dichter und Künstler für sich und seine Erben kein ewiges Recht auf Verwertung seines Werkes ein, sondern nur ein zeitlich beschränktes.

Das deutsche Gesetz gewährt dieses ausschließliche Verbreitungsrecht sogar in geringerm Umfang als die Gesetze der meisten unserer Nachbarländer. Dasselbe bemißt, wie eingangs gesagt, das ausschließliche, geschäftliche Verwertungsrecht auf eine Frist von 30 Jahren nach dem Tode, während die meisten Nachbarländer den Erben ein Verwertungsrecht für die Dauer von 40 bis 50 Jahren belassen. Unser Reichstag hat sich im Laufe der letzten Jahre zweimal mit der Frage befaßt, ob nicht auch in Deutschland die Schutzfrist auf 50 Jahre ausgedehnt werden solle. Das geschah im Jahre 1900 bei Beratung des obenerwähnten Gesetzes von 1901, in dessen Entwurf die Reichsregierung selber für die Aufführung von Bühnenwerken und Werken der Tonkunst eine Schutzfrist von 50 Jahren vorgeschlagen hatte; sodann im Jahre 1910 bei Beratung der Berner Übereinkunft über den internationalen Schutz der Dichter und Künstler. Beide Male hat sich der Reichstag entschlossen, ungeachtet der entgegenstehenden Petitionen unserer Schriftsteller- und Künstlerkreise, es allgemein bei der Schutzfrist von 30 Jahren zu belassen. Man wollte dem Volke das geistige Brot seiner Dichter und Künstler nicht länger verteuern, als es die Rücksicht auf die Hinterbliebenen in der Regel erfordert.

Es ist wohl wenig Aussicht vorhanden, daß unser Reichstag, nachdem er vor nicht gar langer Zeit zweimal sich eingehend mit der Sache befaßt und selbst im Hinblick auf die günstigere Stellung der Dichter und Künstler in den Nachbarländern es abgelehnt hat, den Urhebern deutscher Werke einen gleich langen Schutz zu gewähren, jetzt einem erneuten Antrag nach dieser Richtung hin Folge gegeben wird. Man mag das bedauern, da die Kunst, von verzweifelt wenigen Ausnahmen abgesehen, noch immer ihre Jünger nicht auf Rosen bettet und ihnen nur selten die Mittel verschafft, für ihre Hinterbliebenen in auskömmlicher Weise zu sorgen. Es ist auch nicht richtig, daß die Fortdauer der Schutzfrist die Verabfolgung guter, geistiger Kost zu billigen Preisen unmöglich machte, denn diese Meinung wird durch die sich noch stets mehrenden billigen und guten Sammlungen von Unterhaltungsschriften widerlegt. Es ist auch peinlich für die deutschen Dichter und Künstler, zu sehen, daß ihre Kollegen in Frankreich, Ungarn, Belgien und Norwegen 50 Jahre, in England 40 Jahre den Schutz genießen, während ihre Werke nicht nur im Inland, sondern nun natürlich auch im Ausland nur 30 Jahre lang nach ihrem Tode gegen Nachdruck, gegen Übersetzungen, Aufführungen und Bearbeitungen geschützt sind. Wenn der Ansturm der Wagnerschen Erben den Reichstag zu einer nochmaligen Prüfung und zur Aufgabe seines bisherigen allgemeinen Standpunktes veranlassen sollte, so würde das meines Erachtens ein guter Erfolg der Bestrebungen sein. Für ein Sondergesetz liegt jedoch kein ausreichender Grund vor.

Handel und Industrie.

❑ **Zeichnung auf 100 000 Mark Aktien der Sachsenwerk, Licht- und Kraft-Aktiengesellschaft, Niederselditz.** Die Märkische Bank Münster nimmt Zeichnungen auf die am 1. Oktober u. a. in Berlin, Leipzig, Dresden und Breslau zum Kurse von 110½ Prozent zur Subskription gelangenden Aktien der obigen Gesellschaft kostenfrei entgegen.

Von der Reichsbank. Ein Telegramm aus Berlin, 28. Sept., meldet uns: In der heutigen Sitzung des Zentralausschusses der Reichsbank führte Präsident v. Havenstein folgendes aus: Der Status vom 23. September sei befriedigend gewesen. Auch die Entwicklung bis zum 25. zeigte ein durchaus befriedigendes Ergebnis, jedenfalls beständen keine anormalen Verhältnisse. Der Status sei nicht nur besser als im Vorjahre, wo die Spannung wegen der Marokkoaffäre sich in den Verhältnissen der Reichsbank widerspiegelte, sondern auch gegen 1910. Während sich sonst im August und September eine fast permanente Verschlechterung der Verhältnisse gezeigt habe, wäre diesmal im September andauernd eine Besserung eingetreten, besonders auch nach der Richtung hin, daß erheblich größere Barbestände und Giroguthaben zu verzeichnen seien. Diese Verhältnisse seien umso erfreulicher, als das deutsche Wirtschaftsleben sich noch auf der Höhe befände und wir diesmal mit keinen oder nur geringen ausländischen Geldern zu rechnen hätten. Es sei nicht unwahrscheinlich, daß die Banken schon seit langem vorsichtig disponierten. Die Devisenkurse seien nicht ungünstig. Daher liege kein Anlaß vor, den Diskontsatz zu erhöhen. Wie lange man mit dem jetzigen Satz auskommen werde, stehe allerdings dahin.

Verantwortlich für Politik: Dr. P. Dückers; für den übrigen Teil Paul Koene; für die Reklamen und Inserate A. Busch, sämtlich in Münster. — Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung in Münster.

